

Jugend im Netz? Effekte mobiler Kommunikation im Alltag Jugendlicher. Eine qualitative Studie im Ballungsraum Wien

von Gerit Götzenbrucker (Wien)

Die Nutzung mobiler Kommunikationstechnologien im Alltag Jugendlicher führt zu vielfältigen Formen sozialer Vernetzung, die jedoch nicht ausschließlich positiv bewertet werden. Qualitativ-quantitative Interviews und Gruppendiskussionen mit Jugendlichen verstärken den Eindruck, dass Mobilkommunikation – fernab von statusgebundenen Effekten und Prestige – zunehmend im Spannungsfeld von ‚Freiheit‘ und ‚Einschränkung‘ erlebt wird. Hier zeigen sich vorwiegend Probleme bezüglich der Abgrenzung höchstpersönlicher Lebensbereiche sowie hinsichtlich der Praktiken der Partizipation in Netzwerken. Bemerkenswert hingegen sind die Enthemmungspotenziale und Entlastungseffekte in Beziehungsangelegenheiten: Technologieaffine Formen der Beziehungsanbahnung sind im Zusammenhang mit flexibilisierter Freizeitplanung der Jugendlichen keine Seltenheit.

1 Mediatisierung von Kommunikationsprozessen und sozialen Beziehungen

Neue Informations- und Kommunikationstechnologien haben durch ihre Disponibilität, Interaktivität und Digitalität zu einer *Mediatisierung* der Alltagswelt (vgl. Krotz 2003) beigetragen, die sich durch unterschiedliche medial definierte Erlebnisräume auszeichnet. So befördern die Inhalte und sozio-technischen Implikationen der Medien die Ausformung alltagsästhetischer Praxen und stellen Distinktions- und Identifikationsangebote dar. Formen der Interaktivität und Globalisierung von Medien und Kommunikation mittels des ‚Universal- und Hybridmediums PC‘ gingen dabei der *mobilen* Vernetzung von Menschen und Objekten voraus. Insbesondere die Lebensvollzüge von Jugendlichen sind durch spezielle Formen der Verwendung dieser Technologien geprägt, wobei das Mobiltelefon im Gegensatz zu Internetdiensten einen besonderen Platz einnimmt: Aufgrund des hohen Gebrauchswertes und Interaktivitätsniveaus, der einfachen Zugänglichkeit, permanenten Verfügbarkeit und finanziellen Leistbarkeit wurde es innerhalb weniger Jahre zum unverzichtbaren Kommunikationsinstrument. In Deutschland benutzen bereits 98% der Bevölkerung ein Mobiltelefon, 90% der Jugendlichen verfügen über ein eigenes Gerät (JIM 2004). Mobilkommunikation hat sich demnach zu einem Grundbedürfnis für Jugendliche entwickelt¹, wobei SMS die Sprachtelefonie als wichtigste Mobiltelefonfunktion abgelöst hat – weit vor Klingeltönen, Fotos oder Spielen (JIM 2004).

Die an das Mobiltelefon gebundenen mobilen Dienste (neben Sprachtelefonie SMS, MMS, Audio- und Internetdienste etc.) verändern Kommunikation durch spezielle technische und organisatorische Re-Inszenierungen: Sie helfen, Ordnungen sozialen Handelns herzustellen (z. B. Alltagsorganisation), forcieren die Bildung sozialer Netzwerke und steigern somit das

¹ Vgl. JIM 2004 (12–19-Jährige). Das Handyforum berichtet nach Angaben der deutschen Mobilkom, dass 96% der deutschen Jugendlichen (10–24-Jährige) ein Mobiltelefon benutzen. Österreichische Jugendliche verfügen zum Zeitpunkt der Studie insgesamt zu 90% über ein eigenes Gerät (Integral, Brand Child 2003).

soziale Kapital von Jugendlichen. Dem Aspekt der Mobilität kommt dabei insofern große Bedeutung zu, als die Portabilität für prinzipiell ‚immerwährende‘ (wenn technisch mögliche) Erreichbarkeit sorgt. Diese birgt neben real-räumlichen auch virtuell-ideelle Dimensionen: So können Jugendliche *mobile minds* (Plant 2001) ausbilden, die technologieaffine ‚Selbst‘-Aspekte unterstreichen. Hier sind spezielle Formen der ästhetischen Inszenierung (Mobiltelefon als Mode-Accessoire), Abhängigkeiten („Telefonjunkies“) oder sozialen Überformung der Technologie (z. B. Display-Beziehungen) beachtenswert.

1.1 *Jugendlicher Technologiegebrauch und Medienhandeln*

Jugendliche (in einer weiten Definition 14- bis 29-Jährige) entfalten ihre Stile und ästhetischen Präferenzen zunehmend unter Zuhilfenahme von Technologie (PC, Internet, MP3-Player, Mobiltelefon etc.) und Medienangeboten (TV-Serien, Internet-Communities) (vgl. Tully 2001: 112 ff; 2003). Diese Angebote unterstützen ihre Bedürfnisse nach möglichst großen Reichweiten (Netzwerken) und autonomer Bewegung (Mobilität), was v.a. im Zuge der Etablierung sozialer Kontakte von großer Bedeutung ist: Peer Groups und Freundschaften helfen nämlich bei der Suche nach Eindeutigkeit und kognitiver Sicherheit. Der Nutzung bestimmter Technologien in jugendlichen Lebenszusammenhängen entwachsen so genannte *Erlebnisgemeinschaften*, die sich an den Schnittstellen von Lebensstilen und Medien-Generationen organisieren (vgl. Tully 2001) und vorwiegend der Distinktion und der Stiftung eigener Identitäten dienen. Jugendliche setzen dabei zur Steigerung ihrer Lebenszufriedenheit auch auf innovative, flexible Prinzipien abseits traditioneller Angebote: Die Sozialisation verläuft laut Shell Jugendstudie (2002) zunehmend selbst bestimmt², unabhängig von Institutionen wie Parteien, Kirchen oder Jugendorganisationen und wird „pragmatisch“ organisiert; das Spannungsverhältnis von Multioptionalitäten und Restriktionen führt allerdings auch zu freiwilligen Selbstbeschränkungen (Zufriedenheit mit der „zweiten Wahl“). Zudem differenzieren sich jugendliche Lebensweisen vermehrt in verschiedenen Stilen respektive Szenen (vgl. u. a. Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001; Großegger/Heinzlmaier 2003), was nahe legt, Jugendliche als heterogene Population in Abhängigkeit von unterschiedlichen Konsumpräferenzen, Mediennutzungsmustern und alltagsästhetischen Praxen zu betrachten.

Heute verfügen Jugendliche über so viele Medientypen und technische Geräte wie keine andere Generation zuvor. Demnach können sie Themen und Problemen³ medienübergreifend (*Crossmedia*-Nutzung) begegnen, müssen im Gegenzug jedoch neue Schlüsselqualifikationen wie Medien- und Technikkompetenzen ausbilden (vgl. Groebel 2003), um ihr Verlangen nach Spaß oder die Aktivierung spezifischer Problemlösungs-Sets auch entsprechend ausreizen zu können.⁴

² Beispielsweise gewinnen Körperkult (Piercing, Tattoos) und Protagonisten ‚nicht jugendgerechter‘ Programme wie z. B. Jackass an Bedeutung.

³ Laut JIM (2003) ist Kommunikation das wichtigste Technologie-Nutzungsmotiv von Jugendlichen. Ihre bevorzugten Themen sind Freundschaft, Musik, Liebe und Partnerschaft, Ausbildung und Beruf, Sport, Internet, Mode.

⁴ Die wichtigsten medienbezogenen Gesprächsthemen sind ‚TV/TV-Programm‘, ‚Handy (Zubehör, Tarife, Netze)‘, ‚Zeitschrifteninhalte‘, ‚Computer-/Videospiele‘ etc. (JIM 2004).

Medien und Technologien scheinen jedenfalls *unverzichtbar* für die Bewältigung des komplexen Lebensalltags Jugendlicher zu sein, zumal sie auch zum Management des täglichen Lebens beitragen sowie die Persönlichkeitsbildung und individuelle Entwicklung unterstützen. Das Mobiltelefon wird hierbei zum „persönlichen Medium“ und Identitätsmarker (vgl. Höflich 2001; Höflich/Gebhardt 2002), zum Lifestyle-Accessoire (Krause/Klimmt/Schneider 2004; Agnelli/Buzzini/Drori 2003; Döring 2002) und zur allgegenwärtigen Kommunikations- ‚Lösung‘ (Freeseemann/Breithecker 2003).

1.2 *Beziehungen und soziale Netzwerke von Jugendlichen*

Technologien und Services von Mobilfunkbetreibern unterstützen generell die Bildung sozialer Netzwerke.⁵ Diese sind allerdings durch ihre äußerst flexible und uneinheitliche Konstitution gekennzeichnet, was auf eine permanente, von den Netzwerkakteuren aktiv gesteuerte Entwicklung hindeutet: Durch die bewusste Aufnahme oder Verweigerung von Kontakten entwickeln sich In- und Out-Positionen sowie starke oder schwache Verbundenheiten in sozialen Netzwerken, die sich sowohl durch Eigeninitiativen (Selbstdarstellungen) als auch Zuschreibungen (Reputationseffekte, Vertrauen etc.) ausformen.

Strukturierungstheoretischen Konzepten zufolge (vgl. Giddens 1995) ist soziales Handeln strukturiert und strukturierend zugleich, woraus sich in Bezug auf Medienverwendungen auch soziale Umwälzungen ergeben können: In Internet-Foren wurden bereits alternative Hierarchien und Statuszuschreibungen unabhängig von realweltlichen Reputationen beobachtet und positive Netzwerkeffekte bei Interessengleichheit festgestellt (Wellman 1998). Rheingold (2003) beschreibt die Praxis der *Smart Mobs* als „ad hoc social networks“, in welchen die räumliche Nähe als Beziehungsgrundlage von Interessen abgelöst wird.

Soziale Netzwerke sind als Basis des sozialen Kapitals zu begreifen, das sich zudem aus normativen Regelwerken und Werten sowie Aspekten der Vertrauenssicherung zusammensetzt. Wellman u.a. (2001) zufolge haben die Motive der Pflege sozialer Netzwerke zwei Hauptkomponenten: zum einen jene auf das „network capital“ im Sinne der privaten sozialen Beziehungen ausgerichtete, zum anderen eine auf bürgerschaftliches, interessenbezogenes Engagement aufbauende („participatory capital“). Jugendliche Protagonisten verwenden größte Anstrengungen auf die Etablierung ihres „network capital“, das soziale Integration in Form von Gruppen, Freundschaften und Partnerschaften bedeutet, wobei weibliche Jugendliche eher die engeren Beziehungen zu forcieren scheinen, männliche die Einbindung in Peers (vgl. Krause/Klimmt/Schneider 2004). Zur Pflege dieser Netzwerke werden neue Technologien wie Internet und Mobilkommunikation verstärkt eingesetzt, zumal die Zeitressourcen für persönliche Treffen begrenzt sind und allein die Größe der Netzwerke eine permanente persönliche Pflege nicht zulassen würde.

Medienunterstütztes bürgerschaftliches Engagement hingegen ist seltener und zudem eher bei höheren Bildungsschichten zu beobachten (z. B. Globalisierungsgegner), wird jedoch aufgrund

⁵ Dieser Aspekt ist Netzwerkeffekt-Gütern inhärent: Ein technologiebasierter Dienst wird umso bedeutender, desto mehr Personen entsprechende Endgeräte besitzen. So kann der Nicht-Besitz eines Mobiltelefons den Ausschluss aus einer Clique bedeuten, die ihre Freizeitaktivitäten vorwiegend mobil koordiniert.

der medialen Vernetzungsoptionen an Bedeutung gewinnen (siehe z. B. die internationale Vernetzung von Tierschützern oder Fundraising für Hilfs-Projekte).

Mobiltelefone unterstützen bezüglich der ‚privaten‘ sozialen Vernetzungen vor allem die Flexibilisierung von Beziehungen. Dezentrale Akteure können mit Hilfe der Technologie, wenn sie im Besitz von Telefonnummern sind und über die entsprechende *Connectivity* verfügen, einerseits leichter Anschluss an soziale Gruppen finden als in persönlichen Kommunikationssituationen, andererseits jedoch auch einfacher aus Beziehungen ausgeschlossen werden. Diese technologiegestützten Möglichkeiten der Organisation und Ausweitung sozialer Beziehungsressourcen werfen folgende Fragen auf: Welche Auswirkungen hat Mobiltelefonie auf die *Qualität* und *Quantität der sozialen Netzwerke* Jugendlicher? Welche Formen technologiegebundener *Vergemeinschaftung* lassen sich identifizieren? Sind daran spezielle *soziale Vereinbarungen* (Konventionen, Normen) gekoppelt?

1.3 Aspekte der räumlichen Entgrenzung in mobilen Kommunikationsprozessen

In elektronischen Kommunikationssituationen werden durch die *Überwindung raumzeitlicher Barrieren* neue Formen sozialer Präsenz kreiert. Meyrowitz (1987) geht prinzipiell von der Auflösung getrennter Orte durch Medien aus. Ein einfaches Telefonat ist ein gutes Beispiel für „(...) die Ausweitung des physikalischen Kontaktes hinaus bis in den globalen Raum“ (Maier-Rabler 1995: 11). Mobile Telefonie oder das Internet haben demnach enormen Einfluss auf die Informations- und Beziehungskultur der Gesellschaft. Innis (1997) vermutet sogar, dass Kommunikationsmittel über die Ausdehnung von Weltreichen entschieden haben. In kleinerem Rahmen gedacht, kann sich dies auch im Alltag von Jugendlichen vollziehen: „Raumnahme“ durch Parallelkommunikation (analog und via Mobiltelefon) erweitert Handlungsspielräume. Jugendliche fühlen sich durch den Besitz eines Mobiltelefons sicher, vergessen es selten zu Hause und trauen sich damit sogar an suspektere Orte. Auch Möglichkeiten der Navigation und des Präsenzmanagements werden bereits unbewusst genutzt und leisten der Akzeptanz technologiebasierter Ortungs- und Steuerungssysteme Vorschub.

Mobilkommunikation unterstützt demnach die soziale Anschlussfähigkeit: Im öffentlichen Raum fällt einerseits der Kontakt mit anderen leichter, da Telefonnummern relativ einfach ausgetauscht werden können oder die Geräte selbst (Marken, Klingeltöne, etc.) Gesprächsanreize bieten, andererseits sorgt die Technologie für eine permanente Einbettung in bestehende soziale Netzwerke – unabhängig von der physischen Anwesenheit. Dieser Rückhalt – als „nomadic social participation“ beschrieben (Fortunati 2000 nach Geser 2004: 21) – ist unter den Voraussetzungen individualisierter Lebensweisen und damit verbundener Mobilitäten von großer Bedeutung. Becker (2004: 174 f) zufolge ist die Rolle der neuen Technologien jedoch ambivalent, zumal sie sowohl für die zunehmende Individualisierung verantwortlich zeichnen, als auch deren Folgen durch die Eröffnung neuer Handlungsräume entschärfen (können).

Beispielsweise funktioniert der Rückzug ins Private respektive die Abgrenzung von der Öffentlichkeit (wie in Japan von *Otakus*⁶ vorgeführt) in mediatisierten Kommunikationsräumen nur dann, wenn trotz aller Abschottungsstrategien (z. B. Verweigerung der Rufannahme) soziale Anschlussmöglichkeiten gegeben sind: Technologien werden demnach zukünftig auch die stimmungsbezogene Selektion von Kommunikationspartnern (*mood management*) unterstützen, indem sie idealerweise Präsenzen, Verfügbarkeiten und Stimmungslagen vermitteln, ohne dass diese „live“ kommuniziert werden müssen. Das ‚Gesetz der Reziprozität‘ würde somit – von technisierten Präsenzmanagementsystemen unterstützt – helfen, Missverständnissen wie Fehlinterpretationen vorzubeugen.

Hinsichtlich der technologiebasierten neuen Räumlichkeiten und Entgrenzungsoptionen stellt sich die Frage: In welchem Spannungsfeld wird die *Virtualisierung sozialer Interaktionen* erlebt?

2 Anlage der Untersuchung

Wissenschaftliche Fragestellungen zu Technikfolgen des Internet und Mobiltelefons sind in den letzten Jahren von der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie Medienwissenschaft verstärkt bearbeitet worden. Die Schärfung des Blickes abseits von Marktforschungsaktivitäten und Consulter-Lösungen, die selten mehr als aktuelle Rahmendaten für die Nutzung und zukünftigen Potentiale und Profite von Technologien beinhalten, rückt neben den positiven Effekten auch die Schattenseiten der Technologien ins Blickfeld, darunter zum Beispiel das ambivalente Verhältnis zum Mobiltelefon als „Beziehungs-Helfer“ und „Verhinderer“ gleichermaßen.

Im Zuge eines induktiv-deduktiven Verfahrens wurden im Januar 2004 ausführliche qualitativ-quantitative Interviews und Beobachtungen im Ballungsraum Wien durchgeführt. Die persönlichen Gespräche mit 49 Wiener Jugendlichen im Alter zwischen 16 und 23 Jahren⁷ dauerten im Durchschnitt 90 Minuten und wurden als Leitfadeninterviews geführt (mit quantitativem Soziodemographie-Block). Die Rekrutierung der Jugendlichen erfolgte nach Quotenvorgaben (Gleichverteilung der Alters- und Bildungsgruppen) auf öffentlichen Plätzen, in Shopping- und Kinocentern sowie Fast Food Restaurants und Sportclubs. Die Transkriptionsprotokolle wurden mit maxQDA aufbereitet und qualitativ nach der reduktiv-interpretativen inhaltsanalytischen Methode (Mayring 1997) ausgewertet. Zwei Gruppendiskussionen (mit sieben und acht Teilnehmern im November 2004) sollten die Ergebnisse der Interviews validieren und neue Aspekte bezüglich der Beziehungsentwicklung von Jugendlichen im Ballungsraum Wien aufdecken.

⁶ Als *Otakus* werden in Japan Jugendliche bezeichnet, die „normale“ Sozialisationsinstanzen wie Familie oder persönliche Face-to-face-Freundschaften ablehnen und stattdessen einen Fetisch pflegen (z. B. Computerspiele, Anime/Trickfilme, Mangas/Comics). Dieser wird computervermittelt – im Kontakt mit Gleichgesinnten – ausgelebt und kompensiert alle anderen persönlichen sozialen Kontakte (vgl. Grassmuck 1994: 270f).

⁷ Auf die Befragung unter 16-Jähriger wurde aus methodischen Gründen verzichtet, da häufig Verzerrungen in Richtung erwünschter Antworten vorkommen. 16-Jährige hingegen haben in der Regel die Schulpflicht hinter sich, orientieren sich beruflich resp. bildungstechnisch und haben bereits die ersten romantischen Paar-Beziehungen (hinter sich). Die Altersgrenze 23 lässt sich mit dem durchschnittlichen Studienende (noch) vor Berufseintritt argumentieren, womit sich die Phase zwischen 16 und 23 Jahren als Orientierungsphase darstellt.

Das Alter der Interviewten liegt zwischen 16 und 23 Jahren bei einer (annähernd) gleichen Verteilung der Merkmale Geschlecht und Bildung. Die unter 20-Jährigen sind leicht unterrepräsentiert (Durchschnittsalter 20,4 Jahre). Das verfügbare *Einkommen* ist mit 717,- € erwartungsgemäß gering, da sich viele der Interviewten noch in Ausbildung befinden und prinzipiell Ansprüche auf Beihilfen/Unterstützungszahlungen haben (die allerdings nur geringen Zuverdienst erlauben). Erstaunlicherweise werden jedoch durchschnittlich 52,- € pro Monat für das Mobiltelefon ausgegeben, wobei ein positiver Zusammenhang zwischen Einkommen und Ausgaben für das Mobiltelefon festzustellen ist ($\text{Gamma} = 0,4$). In sechs Fällen (von den insgesamt zehn Schülern) bezahlen die Eltern oder andere zumindest einen Teil der Telefonrechnung. Zehn der 49 Interviewten besitzen ein zweites Mobiltelefon.

Der *tägliche Zeitaufwand* für mobiles Telefonieren liegt durchschnittlich bei ca. 53 Minuten mit einem Minimum von 2 Minuten und einem Maximum von 5 Stunden. Dieser Zeitaufwand wird jedoch von 102 Minuten täglichen *Online-Zeiten* (aktiver Internetnutzung) bei weitem übertroffen. Die beliebtesten Dienste sind Websites knapp vor E-Mail und Downloads; Chats, Messenger, Diskussionsforen oder Spiele werden wenig bis gar nicht genutzt.

Die *Telefonkontakte pro Tag* schwanken zwischen einem und 50 Kontakten bei einem Durchschnitt von 12 Telefongesprächen oder SMS – im Verhältnis von ca. zwei Dritteln Anrufen zu ca. einem Drittel SMS. Informations-Dienste werden so gut wie gar nicht abgefragt.

Die Mobiltelefone sind durchschnittlich knappe elf Monate im Besitz der Interviewpartner, wobei das neueste Telefon erst einen Monat, das älteste mehr als drei Jahre in Gebrauch ist. Am beliebtesten sind die Marken Nokia und Siemens. Nur ca. ein Zehntel der Interviewpartner wählte ihr Gerät wegen des Designs oder der Features, womit der Faktor Kostengünstigkeit die Kaufentscheidung dominiert. Dies verweist auf die geringe Bedeutung der ästhetischen Komponenten und des Distinktionswertes (expressiven Wertes) von Mobiltelefonen im Befragten-Sample (anders bei jüngeren Studienteilnehmern in Deutschland vgl. Döring 2002 oder Kulturen mit differenten ökonomischen Rahmenbedingungen vgl. Özcon/Korak 2003). Die unterschiedlichen kommunikativen Gebrauchsweisen des Mobiltelefons in der Interviewtengruppe ergeben sich (laut Beobachtungsergebnissen) nicht aus szenetypischen Präferenzen⁸, sondern lassen sich eher anhand der Variablen Alter und Bildung differenzieren, Geschlechterunterschiede sind nicht feststellbar.

3 Mobile Kontakte und Beziehungspflege

Oberflächlich betrachtet bringt Mobiltelefonie beziehungstechnisch vorwiegend *Vorteile*; insbesondere wenn es um die Überbrückung räumlicher Distanzen und die Regelmäßigkeit von Kontakten mit Partnern, Freunden und Familienmitgliedern geht. Mehr als ein Drittel der befragten Jugendlichen benennt die eindeutige Verbesserung der Pflege von Beziehungen, wobei keine Geschlechterunterschiede feststellbar sind. Diese positive *Unterstützung der Beziehungsführung* (das Festigen, Fortführen und Managen von Beziehungen) mittels

⁸ D. h., die Telefone und *Gadgets* weisen kaum sichtbare Personalisierungen oder szenetypische Merkmale auf wie z. B. Symbole, Schriftzüge, Farben auf Wallpapers oder dem Cover.

Mobiltelefon wird u. a. auch von Plant (2001), Crabtree/Nathan/Roberts (2003) und Feldhaus (2003) bestätigt.

Die Untersuchungsergebnisse verweisen jedoch auch auf problematische Aspekte der Beziehungsführung mittels Mobiltelefon. Dabei wiegen unerfüllte Erwartungshaltungen bezüglich der Erreichbarkeit besonders schwer. Überwiegend positiv erlebt werden hingegen alternative Möglichkeiten der Beziehungsanbahnung und ‚Entgrenzung‘, die sich in der Flexibilisierung der Agenden widerspiegelt.

3.1 Soziale Anbindung um den Preis persönlicher Einschränkungen

Hervorstechend ist die *Unterstützung enger sozialer Netzwerke* durch das Mobiltelefon: Die starke Rolle familiärer Beziehungen drückt sich in den Anruflisten (der jeweils letzten zehn eingehenden und zehn ausgehenden Anrufe) der Interviewten aus, wonach mehr als die Hälfte mit mindestens vier nahen Verwandten telefonierte. Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind auch hier nicht feststellbar. Marlene, 23 hat beispielsweise regelmäßige Kontakte mit „Mama, Papa, Oma, Susi, Charly, Christian – alles Verwandte.“ Crabtree/Nathan/Roberts (2003) hoben in ihrer Studie insbesondere die Überbrückung von Handlungsräumen (*gaps*) des täglichen familiären Lebens wie Terminkoordination und Alltagsorganisation hervor.

Im Durchschnitt umfassen die *Nummernspeicher* der Befragten 74 Namen/Positionen mit einer Bandbreite von 20 bis 350 Einträgen. Davon hat etwas mehr als die Hälfte bis zu 100 Rufnummern im Speicher, ein Drittel belegt mehr als 129 und ein Fünftel mehr als 150 der Speicherplätze.

Knapp ein Fünftel der Interviewten sieht das Mobiltelefon aber nur als *Hilfsmittel der Beziehungspflege*, womit zwar einfacher Kontakt herzustellen ist, was „(...) mit dem Inhalt einer Beziehung (...) aber noch nichts zu tun (hat)“, meint Manfred, 23. Das Mobiltelefon ist „auf keinen Fall (...) besser als ein persönliches Gespräch“, so Xaver, 23 und wird auch als „Zeitfresser“, der sinnlose „Telefoniererei“ verursacht, gesehen. „Wesentliches verschwindet, weil man sich zu sehr mit dem Handy beschäftigt, z. B. Spielen aus Langeweile (...)“ (Alexandra, 21) oder „man kann sich nicht mehr auf andere einlassen“ (Lana, 19).

Als generell positiv wird dennoch die *Zeitökonomie* respektive kürzere Dauer der Beziehungspflege empfunden, beispielsweise wenn persönliche Präsenz aus Zeitmangel nicht möglich ist. Außerdem können „mehr Leute an einem Abend getroffen werden als früher“ (ohne Mobiltelefon), da Treffen schneller und kurzfristiger organisiert werden.

Das Mobiltelefon vermittelt auch „Zugehörigkeitsgefühl“ und gewährleistet insgesamt eine verbesserte *soziale Anbindung*: Die vermeintliche Verfügbarkeit des Freundeskreises – repräsentiert durch die gespeicherten Telefonnummern am Display – wird somit zur tatsächlichen Verfügbarkeit: man kann sofort jemanden anrufen, hat insgesamt mehr Mitteilungsmöglichkeiten und ist auch besser über den Freundeskreis informiert. Das Teilen von Erlebnissen stärkt die Beziehungen: „(...) man kann Freunde übers Handy bei einem Konzert mithören lassen“ meint Alexandra, 21. Oder „(...) man ruft jemanden an und lässt es einmal anläuten, das heißt dann so viel wie, hallo, wie geht’s“ (...) Für die Freundschaft ist es halt gut“ betont Stefanie, 18.

Einige Interviewte verneinen, am Mobiltelefon unbeschwerter Gespräche über emotionsgeladene Themen wie z. B. Liebeskummer führen zu können, weil sich der Kontakt neutraler gestaltet „(...) aber wenn niemand abhebt, drehst du durch“ (Mario, 23). Des Weiteren finden sich Hinweise, dass Jugendliche heiklen Gesprächen auch gerne mit SMS-Antworten begegnen (vgl. Keul 2004) und somit das *Emotions-Management* als wesentliches Motiv der strategischen Medienverwendung von Jugendlichen in sozialen Beziehungen zu bezeichnen ist. Mobilfunktechnologie wird so gesehen als Beziehungs-Regulativ eingesetzt, indem sie den gewünschten Abstand zu Personen unterstützt. Diese Praxis der stimmungsbezogenen Wahl des Mediums oder Kanals kann sich nicht nur im Zuge der Pflege, sondern auch beim Aufbau romantischer Beziehungen bewähren (siehe dazu 3.2).

Als gravierende *Nachteile* beklagen die Interviewten vor allem den *Kontrollaspekt* und *unerfüllte Erwartungshaltungen* bezüglich Erreichbarkeiten, Reziprozitäten und Vereinbarungen – was Maßnahmen zur Einschränkung der Verfügbarkeit (*Availability management*) nach sich zieht (Geser 2004: 16). Kontrolliert fühlen sich mehr als ein Viertel der Interviewten, einige fühlen sich sogar überwacht (von den Netzbetreibern und der Polizei). Auch Teilnehmer der Gruppendiskussion II berichten von „Stalking“ und behördlichen Überwachungsoptionen. In erster Linie fühlen sich die Befragten durch Partner, Exfreunde, oder die Eltern kontrolliert oder empfinden das Mobiltelefon als Einschränkung ihrer Privatsphäre. Diese sehr engen (familiären) Beziehungen beschneiden die Selbstbestimmung und bezeichnen ein so genanntes *Erreichbarkeitsdilemma*, zumal das Abschalten des Gerätes „rechtfertigungspflichtig“ ist (Feldhaus 2003: 33). Die Studie von Plant (2001: 55 f) belegt, dass demzufolge auch leichtfertiger bezüglich Gefühlslagen, Orten und Übereinkünften gelogen wird als in Face-to-face-Kommunikationen. Diese Abwehrreaktionen scheinen notwendig, da das Mobiltelefon neben einem „Beziehungs-enabler“ auch ein Kontrollinstrument repräsentiert – und damit *Vertrauensfragen* ins Zentrum der Beziehungsleistungen rücken.

Wenn spezielle Vereinbarungen bezüglich der Erreichbarkeit gebrochen werden, kann das Mobiltelefon schnell zum Beziehungshemmer werden: Die Nicht-Verfügbarkeit für andere ist zu rechtfertigen, vor allem „warum man nicht abhebt“ meint Alexandra, 21 und führt zu Schuldgefühlen „Es ist nicht mehr so ruhig, weil das Handy jederzeit läuten kann. Und wenn man das Handy abdreht, dann fühlt man sich schuldig. Die anderen fragen dann gleich immer, warum hast du dein Handy nicht eingeschaltet. Man muss immer erreichbar sein. Eigentlich hat man oft kein Privatleben mehr“ so Laura, 23. Zwei Interviewpartner haben das Gerät sogar in der Nacht aufgedreht (d. h. mit Klingelton) um „dranzubleiben“.

Es sei jedenfalls „nervtötend“, wenn Freunde übers Mobiltelefon nie erreichbar sind wie beispielsweise Computerspieler, die eine Session nicht wegen eines Anrufs unterbrechen (Gruppendiskussion II), und Erwartungshaltungen hinsichtlich der *Kontaktfrequenz* verletzt werden – „man würde sich öfter sehen“ (Alexandra, 21). Geringe Erlebnisdichte, Unpersönlichkeit, Oberflächlichkeit und fehlende Intimität der Beziehungen werden ebenfalls mit Mobilkommunikation in Verbindung gebracht.

Zudem ist die Ausgeglichenheit der Kontakte ein Thema: „Eine Freundin glaubt, dass immer sie mich anrufen muss“ (Laura, 23). Diese Forderung nach der Erfüllung der *Reziprozitätsnorm* kann sich zumindest auf drei Ebenen beziehen: zum Ersten auf die zeitliche Dimension (d. h.

eine Rückantwort in angemessener Zeit), zum Zweiten auf die numerische Dimension (Ausgeglichenheit der Zahl der Kontaktaufnahmen) und zum Dritten auf die medientechnische Dimension (Wahl des angemessenen Kanals). In diesem Zusammenhang wird auch von der Notwendigkeit der Netz-Konvergenz des Freundeskreises gesprochen (Gruppendiskussion I und II), da die Kosten nur im „eigenen“ Betreibernetz tragbar scheinen.

Als belastend beschreiben die Interviewten bisweilen auch die *negative Flexibilität*, die vom Mobiltelefon unterstützt wird. Termine können kurzfristiger abgesagt oder verschoben werden, Missverständnisse entstehen durch „verspätetes“ Abhören der Mailboxen oder technisches Versagen/leere Akkus, wodurch wichtige Nachrichten gar nicht ankommen. Kurzfristige Absagen, Unpünktlichkeit, vage Verabredungen und Störungen von persönlichen Treffen durch die Telefonanrufe anderer tragen laut Meinung der Interviewten nicht unbedingt zur Verbesserung von Beziehungen bei.

Die befragten Jugendlichen treffen trotzdem diese schnellen und losen Arrangements, um sich Unverbindlichkeiten zu garantieren. Plant (2001: 61 f) beschreibt diese vagen Vereinbarungen als *Approxymetings* – Annäherungen respektive Optionen auf Treffen, da sie jedenfalls weitere telefonische Kontakte bis zur Zielerreichung erfordern. Diese Unsicherheiten sind auch als ‚*Entfremdung*‘ von der *eigenen Lebenssituation* zu interpretieren, da die virtuelle Pflege von Kontakten (via Internet) ein nennenswerter Bestandteil Lebenswelten Jugendlicher geworden ist.⁹ Die selbst gewählten Kontaktaufnahmen mittels Mobiltelefon greifen jedoch unmittelbar in die Lebenssituationen der befragten Jugendlichen ein als das ‚stille‘ und zumeist asynchron genutzte Internet. Solcherart ad hoc-Bedürfnisse erfordern Abgrenzungshandlungen – vor allem, wenn die Kommunikationspartner ihrerseits Kommunikationsansprüche formulieren – und widersprechen dem Wunsch nach der Integration in möglichst große Netzwerke.

Sozialen, technisch unterstützten Beziehungen wohnt nach diesen Befunden eine Dualität inne, die Beziehungen permanent im Spannungsfeld von Intimität/Dichte und Unverbindlichkeiten hält. Freundeskreise können sich mit Hilfe der Unterstützung durch Neue Technologien einerseits durch Sichtbarkeit und Zählbarkeit der Kontakte verdichten, andererseits aufgrund der Flexibilisierung und Einfachheit der Kontaktaufnahme enorm ausweiten – allerdings auf Kosten der Beziehungsintensitäten. Im schlimmsten Fall gehen Freundschaften an der Nichteinhaltung von sozialen Konventionen – den Mobiltelefongebrauch betreffend – zu Bruch. Mediatisierte Kommunikation erfordert demnach spezielle Kompetenzen und Mediengebrauchsregeln, die auf interpersonellen Aushandlungsprozessen und sozialen Rahmungen basieren, aber in individualisierten Gesellschaften häufigen Schwankungen unterworfen sein können.

3.2 *Beziehungsanbahnung und -aufbau*

Das Mobiltelefon ist nicht nur für den Bestand und die Pflege von Beziehungen bedeutend (vgl. u. a. Höflich/Gebhardt 2003), sondern in manchen Fällen auch Ausgangspunkt derselben. Insgesamt hat jeder Fünfte der Interviewten und zwei Teilnehmer der Gruppendiskussion I

⁹ Ein möglicher Grund ist die „Verführung“ durch die Flexibilitätsoption: nämlich auf die beste Möglichkeit zu warten und sich möglichst spät für eine Option entscheiden zu müssen.

Erfahrungen mit einem „technisierten“ Beziehungsstart gemacht. Die Interviewten wurden zwar nach organisierten Kommunikations-Events wie beispielsweise Flirt-Lines oder Kontaktbörsen gefragt, doch ergaben sich ihre Beziehungs-Erlebnisse unabhängig davon.

Der *Enthemmungsaspekt* (durch die Unterdrückung von Sinneseindrücken wie Mimik, Gestik oder Aussehen/Style) ist höchstwahrscheinlich auch der Schlüssel zu den berichteten unkonventionellen Formen der Beziehungsanbahnung. Überdies sind die Geräte in nahezu allen Situationen verfügbar und unterstützen die rasche Kontaktaufnahme. Der Austausch von Telefonnummern beim ersten Treffen erscheint relativ unverbindlich, und die mobile Anschlusskommunikation kann sich – je nach Situation – textuell per SMS oder mündlich in „angemessener“ Distanz ausgestalten. Vor allem SMS wird durch die Niederschwelligkeit des Dienstes (u. a. Einschränkungen der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit, siehe Döring 2004) besonders geeignet wahrgenommen. „Ja, dass man auch leichter Kontakte knüpfen kann, per SMS, und so (...) Da lernt man auch viel mehr kennen, gleich durch die Handynummer“ (René, 16). Ein Interviewter lernte seine Freundin mittels SMS kennen: „man traut sich ja viel mehr mit SMS! [lacht] Wir sind übers Handy zusammen gekommen und haben mit einer SMS beschlossen, dass wir zusammen sind. Wir haben uns regelmäßig, häufig geschrieben und dann irgendwann einmal kam das“ (Martin, 22). Auch in der Gruppendiskussion I werden von zwei jungen Männern Beziehungsfälle geschildert, die ohne Mobiltelefon nicht zustande gekommen wären: „Ich war da mal in einer Band die haben meine Handynummer hergegeben und mich nicht gefragt. Da hab ich nach eineinhalb Jahren mal von irgendwem eine SMS bekommen – keinen blassen Schimmer von wem. Und die wollt eigentlich einer Freundin schreiben, die auch xxx heißt, und hat’s dann irgendwie an meine Nummer geschickt. Und ich hab zurückgerufen, dann haben wir öfters geschrieben, SMS, E-Mail, Chat und uns dann mal getroffen und seit dem sind wir zusammen.“ (Nikolas, 18). „Meiner Schwester ist es auch so gegangen. Die hat von heute auf morgen, als sie fort gegangen ist am Abend, bei irgendeiner Party von ’nem Typ, der sie dort gesehen hat – der hat über hunderttausend Umwege ihre Nummer herausgefunden und dann angefangen SMS zu schreiben. So ein heimlicher Verehrer und so – sie fand das ganz witzig und hat zurück geschrieben – die sind heute verheiratet“ (Markus, 16).

Zudem scheinen Anrufe für die Anbahnung einer Beziehung geeignet zu sein: „ich habe meinen Freund mehr oder weniger über das Handy kennen gelernt, weil, das war so, dass er mit seinen Freunden gewettet hatte, dass er es schaffen wird, mich jeden Tag anzurufen, und das hat er dann auch getan, und das war eigentlich immer uninteressant, aber dann haben wir uns in der Stadt einmal zufällig getroffen und haben persönlich miteinander gesprochen, und so hat sich das dann entwickelt.“ (Carla, 20). Auch ein Nummernmissverständnis markiert den Ausgangspunkt einer Beziehung: „Positiv, dass sich schon einmal zwei Leute kennen gelernt haben, nur weil es ein Nummernmissverständnis war – die sind jetzt zusammen.“ (Florian, 19)

In einem Fall führte das Telefonat mit einem Unbekannten zumindest zu einem persönlichen Treffen: „das war ein Typ von einer Band, bei der ich irgendwie Schlagzeug spielen sollte (...) Und mit dem hab ich dann öfter telefoniert, bevor ich ihn getroffen hab. Und ich hab mich halt dann schon gefragt, wie der ausschaut und wie das sein wird. Weil normal ist es ja meistens so, dass man jemanden trifft und später dann erst telefoniert. Aber das war dann wirklich ganz nett“ (Kati, 16).

Das Mobiltelefon erleichtert auch die Weiterführung bereits bestehender medial vermittelter Kontakte wie beispielsweise Bekanntschaften aus Internet-Chats. Parks/Roberts (1997) haben darauf verwiesen, dass im Verlauf einer Beziehung kontinuierlich mehr Medien zur Beziehungspflege herangezogen werden (zuerst Internet, dann auch Telefon, Brief und persönliche Begegnungen). So hat Boney, 18 schon mit einem unbekanntem Mädchen aus dem Chat telefoniert „Ich hab im Internet mit ihr geschattet, und dann hab ich ihr meine Nummer gegeben (...) und dann hat sie mich angerufen (...) wir haben uns noch nicht getroffen. Aber das kommt noch.“ Auch Julias Bekanntschaft aus einem Internet-Chat entwickelte sich in weiterer Folge zu einer Freundschaft: „Ich habe einmal so eine Bekanntschaft in einem Internet-Chat begonnen und diese wurde via SMS weitergeführt. Daraus ist eine Freundschaft entstanden, ohne dass ich diese Person je getroffen hätte.“ Ähnlich wie Eva, 19 „das war eine Internetbekanntschaft. Das ist vom Internet zum Telefonieren zum echten Treffen übergegangen. Und wir sind jetzt befreundet. Es war spannend, weil wir zuerst nur SMS geschrieben haben, und man nicht weiß, wie sich die Stimme des anderen anhört, und ich war relativ nervös vorm ersten Gespräch.“ Andere versuchen es – durch Alkohol enthemmt – mit Blind-Dates via Mobiltelefon: „Ja. Rauschnummern. (haha) Einmal ist dabei ein Blind-Date herausgekommen. [Und?] Hat sich nichts daraus entwickelt, hab eine Freundin, ohne der würde es anders ausschauen“ (Mario, 23).

In länger bestehenden Paarbeziehungen verändert sich die Binnenkommunikation insofern, als die reale Kontrolle der Partner möglich wird – und Nicht-Abheben oder Apräsenz als Vertrauensbruch gilt. In der Gruppendiskussion I wurde diese Problematik heftig diskutiert. Besonders dramatisch gestalten sich Situationen, in welchen die physische Präsenz eines Partners oder Freundes tatsächlich überprüft wird „und der Freund ganz plötzlich in der Tür steht“ (Magdalena, 20).

3.3 Körper und Raum: Entgrenzungsoptionen

Das Aufbrechen natürlicher – an die Einheit von Ort, Zeit und Handlung gebundener – Kommunikationsräume ist eines der Basiskonzepte von Informations- und Kommunikationstechnologien, was am Beispiel des Internet die Handlungsräume von der intimsten bis hin zur globalen öffentlichen Kommunikation erweitert hat. Mobiltelefonie flexibilisiert zudem die Orte der (synchronen) Erreichbarkeit und Kontaktaufnahme. Mehr als zwei Drittel der befragten Jugendlichen schätzen diese Flexibilität beispielsweise im Hinblick auf schnell mögliche Ortswechsel: „weil, wenn es jetzt bei der Party nicht so toll ist, kann man gleich vielleicht jemanden anrufen, der vielleicht eine bessere Party weiß.“ (Rene, 16) Diese Spontaneität unterstützt vor allem die Erlebnisansprüche der Befragten, die stark mit Spannung und der Dynamik von Ereignissen verbunden sind. „Lustig vor allem auch, wenn du dich triffst und du telefonierst miteinander und merkst, dass du Rücken an Rücken stehst“ (Marlene, 23).

Fast zwei Drittel der Interviewten planen ihre Ausgehende und Verabredungen nicht unbedingt im Vorhinein. Vereinbarungen und Treffpunkte werden unterwegs ausgehandelt, wobei vorab nicht immer feststeht, wer in diese Prozesse involviert wird: Anrufer und Angerufene entscheiden „ad hoc“, welche Teile ihrer sozialen Netzwerke für die jeweiligen Events aktiviert werden und legen soziale In- und Out-Positionen fest. Die *Deregulierung von Agendas* („Ausgehen auf Abruf“) und Annäherungen an Treffen bestimmen mittlerweile einen Gutteil der jugendlichen Freizeit. Geschlechterunterschiede sind nicht feststellbar.

Gründe für dieses Verhalten sind unter anderem „wenn noch jemand dazukommen möchte“ oder „um zu sehen, wer noch unterwegs ist“ respektive „um Freunde zu erreichen, wenn irgendetwas los ist“ oder „wenn ich jemanden verloren habe“ oder „weil vieles oft umentschieden wird“ und „sich Alternativen unterwegs“ ergeben (Robert II, 23).

Aus dieser Spontaneität der Kontaktaufnahme ergeben sich neue Muster sozialer Inklusion und Exklusion (Döring 2004), die einerseits eine Ausweitung der sozialen Netzwerke zur Folge haben, andererseits jedoch zum Nachdenken über den „Kern“ von Beziehungen anregen. Den Interpretationen der Gruppendiskussionsteilnehmer und einem Gutteil der Interviewten zufolge scheinen aber eher persönliche Treffen als mobile Kontakte das Amalgam ernst zu nehmender Beziehungen zu sein.

Das Mobiltelefon wird auch als Zeitvertreib genutzt, um „Totzeiten“ zu füllen oder um Orte zu beleben: „Das heißt, wenn einem fad ist, man geht grad irgendwo hin, wo man ganz allein ist oder so, dann telefoniert man einfach“ (René, 16). Mobiltelefone haben generell die Funktion der „mobilen Notrufsäule“ (62% der Befragten nach Integral 2003), demzufolge die *prinzipielle Erreichbarkeit* als wichtigster Vorteil des Mobiltelefons erlebt wird: Alle jugendlichen Interviewten und auch die Gruppendiskussionsteilnehmer bestätigen diese Annahme, wobei jedoch überwiegend die Erreichbarkeit von anderen und im Allgemeinen als die eigene Erreichbarkeit gemeint ist.¹⁰ Dieses bereits angesprochene *Erreichbarkeitsdilemma* – seit dem Beginn der mobilen Telefonie ein vieldiskutiertes Phänomen und Ausdruck der *Dialectic of control* (Crabtree/Nathan/Roberts 2003; Shapiro 1999) – entsteht aus dem teilweisen Unvermögen der Beteiligten, Konventionen für Kommunikationssituationen respektive „Medienregeln“ (vgl. Höflich 1996) aktiv zu verhandeln oder ihre Privatsphäre durch strategische Interventionen zu schützen. „Hm, was unternehme ich? Gar nichts! Das ist mein Problem, wirklich! Es ist dauernd im Einsatz. Ich dreh mein Handy nie auf lautlos, außer in der Arbeit, und das ist leider nicht meine Privatsphäre. Oder ja, meine Gespräche werden halt kürzer, wenn ich in meiner Privatsphäre gestört werde“ (Martin, 22). Verstärkt wird dieses Dilemma durch die nicht unproblematische Vernetzung von Menschen und Orten. Zwar schafft es immerhin knapp die Hälfte der Interviewpartner, das Mobiltelefon abzdrehen, wenn sie Ruhe haben möchten, die anderen behelfen sich mit dem „Lautlos-Modus“ oder verweigern die Anrufannahme („nicht abheben“ oder „wegdrücken“). Sieben Befragte fühlen sich durch ihr eigenes Mobiltelefon sogar sehr gestört.

Diese Aspekte der durch den Simultanitätscharakter des Mediums verursachten Aufdringlichkeit können jedenfalls helfen, die Beliebtheit der asynchronen Kommunikationsvariante SMS zu klären: Textnachrichten unterbrechen nicht unbedingt bestehende Handlungen und müssen auch nicht sofort („zeitech“) beantwortet werden – wobei die Rechtzeitigkeit der Beantwortung wiederum Verhandlungssache ist.

¹⁰ Jeromin (2003) beobachtet in Anlehnung an sozialpsychologische Bindungstheorien zumindest vier im Erreichbarkeitsmodus divergierende Typen: So unterscheiden sich Personen, die nur ihre prinzipielle Erreichbarkeit sicherstellen, von jenen, die tatsächlich erreichbar sein möchten; ein weiterer Typ schätzt die Unverbindlichkeiten von Kontakten, während andere (aus Scham) Probleme haben, die Kontakte in der Öffentlichkeit zu vollziehen.

In diesen Fällen könnten jedoch anstatt realer Kommunikationspartner stellvertretend „mobile Dienste“ einspringen: Services wie präsenz- und ortbasierte Dienste sind in der Lage, dauerhafte Einblicke in die Erreichbarkeit für ‚Dritte‘ zu gewährleisten und dabei Dimensionen der Gesprächsbereitschaft, Medienvorlieben, Stimmungslagen sowie Verfügbarkeiten mittels Icons anzuzeigen. Die Teilnahmebereitschaft an Kommunikationsprozessen wird damit interessenbezogen steuerbar – und entschärft das Reziprozitätsgebot.

Ein derartiges Service könnte die ‚Friend-Finder‘-Funktion (ein fiktives Szenario)¹¹ sein, welche alle im Telefonspeicher eingetragenen Freunde am Display erscheinen lässt, sobald sich diese in räumlicher Nähe aufhalten. Diese Möglichkeit der Kontrolle des unmittelbaren Erlebnisraumes stößt interessanterweise nur bei knapp der Hälfte der Interviewten auf Ablehnung. Sieben Interviewte können sich diesen Dienst gut vorstellen, wobei sich keine signifikanten Geschlechterdifferenzen ergeben (obwohl anzumerken ist, dass Frauen diese Funktion scheinbar weniger interessant finden). Jedenfalls lehnen dies eher die Älteren (ab 20 Jahre) als die Jüngeren ab (CC = 0,3).

Gründe für die Skepsis und Ablehnung sind u. a. Komplikationen „man müsste immer Leuten ausweichen“ und der Kontrollaspekt sowie Datenschutz „nein, das ist ja wie Big Brother“ oder Verlust von Spontaneität „(...) weil damit Zufallsbekanntschaften nicht stattfinden würden“. Unsicher über die eigentlichen Konsequenzen eines solchen Dienstes sind sieben Interviewte. In den Gruppendiskussionen kristallisiert sich heraus, dass die Akzeptanz solcher Dienste steigt, je mehr Interventionsmöglichkeiten (z. B. „sich unsichtbar machen“) den Benutzern zur Verfügung stehen.

4 Resümee

Die befragten Jugendlichen fühlen sich trotz aller Vorteile von der Mobilfunk-Technologie „getrieben“, wobei die Erfüllung der (jugend-)gesellschaftlichen Anforderung nach der ständigen Erreichbarkeit sehr schwer wiegt. Soziale Integration und Anbindung an die Peer-Group wird zur Aufgabe jedes Einzelnen, da u. a. die physischen/geografischen Treffpunkte stark variieren und flexibel via Mobiltelefon verhandelt werden. Darüber hinaus sehen sich diese Jugendlichen veranlasst, ihre (eher losen) Beziehungsverträge durch Telefonate oder SMS regelmäßig zu bestätigen. Sie nehmen dafür hohe finanzielle wie soziale Kosten in Kauf.

Das Mobiltelefon unterstützt jedenfalls soziale (Re-)integration, zumal soziale Nähe und Geborgenheit auch telefonisch relativ gut vermittelbar scheinen und Telefonkontakte einfach (herstellbar und zu tätigen) sind. Alltagsorganisation wie Verabredungspraxen sind so stark vom Mobiltelefon geprägt, dass die Verfügbarkeit und Betriebsfähigkeit desselben sogar als Stress erlebt wird. Die Integration in soziale Netzwerke, v. a. jenes der Freunde (und Familie)

¹¹ Der ‚Friend Finder‘ wird den Jugendlichen im Interview als ‚neuer‘ Dienst erklärt, der gratis für alle bestehenden Mobiltelefon-Marken und Geräte verfügbar ist. Dieser Dienst ortet auf Abruf alle in einer ‚Friends-Liste‘ eingetragenen Personen in einem Umkreis von 30 Metern mittels GPS und gibt den exakten Standort der jeweiligen Person auf dem Display an. Voraussetzung für die Auffindbarkeit der angepeilten Personen ist allerdings eine kompatible Einstellung ihrer ‚Friends-Liste‘: d. h., die Personen müssen die Ortung zulassen und freigeben. Entscheidend ist, dass jene, die diesen Dienst aktiviert haben, sowohl andere orten als selbst geortet werden können.

ist stark technologisch gestützt und von großer Wichtigkeit – zumal sie das soziale Kapital der Jugendlichen bündeln.

Die beschriebenen Formen der Kontakt- und Beziehungspflege können als Belege für die Mediatisierung der Lebensräume und sozialen Beziehungen der befragten Wiener Jugendlichen verbucht werden, da sogar höchst intime Handlungen wie die Anbahnung romantischer, partnerschaftlicher Beziehungen häufig technologisch überformt sind: Eine nicht unbeträchtliche Zahl der Jugendlichen berichtet von gelungenen, technisch vermittelten – via Internet und v.a. Mobiltelefon ermöglichten – dyadischen Beziehungsentwicklungen. In derart „schwierigen“ Situationen kann nämlich die Ausdrucksfähigkeit gesteigert werden, was mit den Enthemmungspotenzialen der Technologie (Unsichtbarkeit, fehlende Mimik und Gestik – sowie reduzierter Zugriff auf die Person) zusammenhängt.

Die vom Mobiltelefon unterstützte Entkoppelung von Körper und Raum schafft Abgrenzungsprobleme, da Anrufe nicht immer gelegen kommen. Mit dem Gerätebesitz ist so gesehen die Gefahr der Beeinträchtigung der personellen Handlungsautonomie verbunden, da die Abgrenzung von der Außenwelt (Ausschalten, Lautlosmodus) zu Gewissenskonflikten führt und Nichterreichbarkeit rechenschaftspflichtig ist. Soziale Vereinbarungen bezüglich des Mobiltelefongebrauchs bestehen im zwischenmenschlichen Bereich bestenfalls als lose Konventionen, werden aber v. a. in Beziehungsangelegenheiten sehr ernst genommen.

Die Kontrolle ihrer unmittelbaren räumlichen Umgebung mittels Mobiltelefon findet zumindest die Hälfte der befragten Jugendlichen interessant: Zu sehen, ob Freunde in der Nähe sind, wurde als Szenario nur von knapp der Hälfte der Interviewten abgelehnt. Ortungs- und Präsenzmanagementfunktionen der Geräte könnten so die Vergemeinschaftungsfunktion auch ortsgebunden unterstützen, da sich die Verabredungspraxen der befragten Jugendlichen mittels Mobiltelefon zunehmend flexibilisieren.

5 Literatur

Agnelli, Davide/Buzzini, Dario/Drori, Tal, 2003, Fashion Victims: an unconventional research approach in the field of mobile communication. Ivrea. d.agnelli@interaction-ivrea.it.

Becker, Barbara/Hüls, Christian, 2004, Zwischen Allmacht und Ohnmacht: Spielräume des „Ich“ im Cyberspace. S. 170–192 in: Thiedeke, Udo (Hg.): Soziologie des Cyberspace. Wiesbaden. Verlag für Sozialwissenschaften.

Burg, Judith/Karmasin, Matthias (Hg.), 2003, Telekommunikation und Jugendkultur. Eine Einführung. Wiesbaden. Westdeutscher Verlag.

Crabtree, James/Nathan, Max/Roberts, Simon, 2003, Mobile UK. Mobile Phones and Everyday Life. iSociety. London.

Custer, Ueli, 2004, Das Jugendorakel, Media Trend Journal 7/8: 44–50.

Deutsche Shell (Hg.), Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie, <http://www.shell-jugendstudie.de>.

Döring, Nicola 2002, Klingeltöne und Logos auf dem Handy: Wie neue Medien der Uni-Kommunikation genutzt werden. Medien und Kommunikationswissenschaft 50: 376–401.

Döring, Nicola 2004, Wie verändern sich Beziehungen durch Mobilkommunikation? S. 240–280, in: Thiedeke, Udo (Hg.), Soziologie des Cyberspace. Wiesbaden. Verlag für Sozialwissenschaften.

Feldhaus, Michael 2003, Die Folgen von Mobilkommunikation für die Privatheit. Empirische Ergebnisse zur Beurteilung ubiquitärer Erreichbarkeit in der Familie. Medien & Kommunikationswissenschaft 51: 24–37.

- Freeseemann, Oliver/Breithecker, Renate 2003, Die Generation der Handy-Kids – worauf muss sich die Jugendhilfe einstellen? Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 54: 18–23.
- Geser, Hans 2004, Towards a Sociological Theory of the Mobile Phone. Zürich, <http://geser.net>.
- Giddens, Anthony 1995, Die Konstitution der Gesellschaft. 3. Auflage. Frankfurt. Campus.
- Grassmuck, Volker 1994, Allein, aber nicht einsam. Die Otaku-Generation, S. 266–296 in: Bolz, Norbert et al. (Hg.), Computer als Medium. München. Fink.
- Groebel, Jo 2003, Schlüsselqualifikation Medienkompetenz. S. 349–361, in: Klumpp, Dieter/Kubicek, Herbert/Rossnagel, Alexander (Hg.), Next generation information society? Notwendigkeit einer Neuorientierung. Mössingen. Thalheimer.
- Großegger, Beate/Heinzlmaier, Bernhard 2003, Jugendkultur Guide. Wien. öbv&hpt.
- Hitzler, Ronald/Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne 2001, Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung. Leverkusen. Leske und Budrich.
- Höflich, Joachim 1996, Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Grundlagen, organisatorische Medienverwendung, Konstitution „Elektronischer Gemeinschaften“. Opladen. Westdeutscher Verlag.
- Höflich, Joachim 2001, Das Handy als „persönliches Medium“. Zur Aneignung des Short Message Service (SMS) durch Jugendliche. *kommunikation@gesellschaft* 2, http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B1_2001_Höflich.pdf.
- Höflich, Joachim/Gebhardt, Julian 2003, Mehr als nur ein Telefon. Jugendliche, das Handy und SMS. S. 125–144 in: Burg, Judith/Karmasin, Matthias (Hg.), Telekommunikation und Jugendkultur. Eine Einführung. Wiesbaden. Westdeutscher Verlag.
- Innis, Harold A. 1997, Tendenzen der Kommunikation. [The Bias of Communication.] S. 95–119 in: Barck, Karlheinz (Hg.), Harold A. Innis – Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte. Wien/New York. Springer.
- Integral 2003, ONE Mobilfunkbarometer: Beliebte Plauderplätze und handylose Zonen der Österreicher, <http://www.itplanet.at/news/sep03/oneplauder.htm>.
- JIM 2003, Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. JIM – Jugend, Information, (Multi-)Media. Baden Baden, <http://www.mpfs.de>.
- JIM 2004, Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. JIM – Jugend, Information, (Multi-)Media. Baden Baden, <http://www.mpfs.de>.
- Jeromin, Philip 2003, Handy und persönliche Beziehungen. Eine Studie der Universität Hamburg-Eppendorf, <http://www.rz.uni-hamburg.de/Handy-Studie/>.
- Keul, Alexander 2004, SMS und Jugendliche. *profil* 7. 6.: 154.
- Krause, Melanie/Klimmt, Christoph/Schneider, Beate 2004, Das Kommunikationswerkzeug als Lifestyle-Accessoire. Eine kultursoziologische Studie zur Alltagsästhetik des Mobiltelefons bei Jugendlichen. *Medien & Kommunikationswissenschaft* 52: 432–454.
- Krotz, Friedrich 2003, Die Mediatisierung der Lebensräume von Jugendlichen. Perspektiven für die Forschung. S. 167–183 in: Burg, Judith/Karmasin, Matthias (Hg.): Telekommunikation und Jugendkultur. Eine Einführung. Wiesbaden. Westdeutscher Verlag.
- Maier-Rabler, Ursula 1995, Die Stadt als Medium. Annäherungen an eine kommunikationswissenschaftliche Theorie der Stadtentwicklung im Informationszeitalter. *Medien Journal* 19: 3–16.
- Mayring, Philipp 1997, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim. Deutscher Studien Verlag.
- Meyrowitz, Joshua 1987, Die Fernsehgesellschaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeitalter. Weinheim/Basel. Beltz Verlag.
- Özcan, Yusuf Z./Kocak, Abdullah 2003, A need or a status symbol. Use of cellular telephones in Turkey. *European journal of communication* 18: 241–254.
- Parks, Malcolm R./Roberts, Lynne D. 1997, „Making MOOsic“ The Development of personal Relationships On-line and a Comparison to their Off-line Counterparts. Washington, <http://weber.u.washington.edu/~drweb/spcom/faculty/fac-mp.htm>.

- Plant, Sadie 2001, On the Mobile. London, <http://www.motorola.com/mot/documents/0,1028,297,00.doc>.
- Rheingold, Howard 2003, Smart mobs. The next social revolution. transforming cultures and communities in the age of instant access. Cambridge, Mass.. Perseus Books.
- Rice, Ronald/Katz, James 2003, Comparing internet and mobile phone usage: digital divides of usage, adoption and dropouts. Telecommunication Policy 27: 597–623.
- Schulze, Gerhard 1995, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/New York. Campus.
- Shapiro, Andrew L. 1999, The Control Revolution: How the Internet is Putting Individuals in Charge and Changing the World. New York.
- Tully, Claus J. 2003, Aufwachsen heute – technisch formiert. Gadgets und technische Netzwerke im Alltag der Generation. In: Allemendinger, Jutta (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Oladen. Leske u. Budrich.
- Tully, Claus J. 2001, Mensch – Maschine – Megabyte. Sozialisation in ungleichen technischen Welten. Ein Beitrag zur Technik als konstruktives Element kulturellen Alltags. Forschungsbericht. München.
- Wellman, Barry/Quan Haase, Anabel/Witte, James/Hampton, Keith 2001, Does the internet increase, decrease, or supplement social capital? Social networks, participation, and community commitment. American Behavioural Scientist 45: 437–456.
- Wellman, Barry 1998, The Network Community. An Introduction to Networks in the Global Village, <http://www.chass.utoronto.ca/~wellman/publications/globalvillage.htm>.

6 InterviewpartnerInnen

- | | |
|-----------------------|-----------------------|
| (1) Andreas, 17, m | (27) Kati, 16, w |
| (2) Angela, 20, w | (28) Lana, 19, w |
| (3) Angie, 23, w | (29) Laura, 23, w |
| (4) Alex, 21, w | (30) Lisa, 18, w |
| (5) Alexandra, 21, w | (31) Manfred, 23, m |
| (6) Barbara, 21, w | (32) Marlene, 23, w |
| (7) Bernhard, 19, m | (33) Mario, 23, m |
| (8) Bernhard, 23, m | (34) Martin, 18, m |
| (9) Bernhart, 19, m | (35) Martin, 22, m |
| (10) Boney, 18, m | (36) Max, 16, m |
| (11) Carla, 20, w | (37) Michael, 19, m |
| (12) Christoph, 23, m | (38) Michael, 23, m |
| (13) Claudia, 23, w | (39) Michaela, 22, w |
| (14) Conny, 22, w | (40) Nina, 23, w |
| (15) Dominik, 22, m | (41) Patrick, 18, m |
| (16) Eva, 19, w | (42) René, 16, m |
| (17) Flo, 23, m | (43) Robert, 23, m |
| (18) Florian, 19, m | (44) Robert II, 23, m |
| (19) Gerry, 25, m | (45) Simon, 23, m |
| (20) Helmuth, 23, m | (46) Simona, 17, w |
| (21) Ilse, 18, w | (47) Stefanie, 18, w |
| (22) Jaqueline, 22, w | (48) Thomas, 16, m |
| (23) Jaqueline, 18, w | (49) Xaver, 23, m |
| (24) Julia, 20, w | |
| (25) Katrin, 19, w | |
| (26) Kathi, 18, w | |

Gruppendiskussion I, 7 TeilnehmerInnen am 17. 11. 2004

Andrea, 16, w
Lul, 21, m
Magdalena, 20, w
Markus, 16, m
Nikolas, 18, m
Nils, 23, m
Sosch, 23, w

Gruppendiskussion II, 8 TeilnehmerInnen am 1. 12. 2004

Daniel, 22, m
Daniela, 20, w
Manuela, 20, w
Matthias, 20, m
Nina, 23, w
Rebekka, 21, w
Thomas, 23, m
Werner, 22, m

Kontakt zur Autorin:

Goetzenbrucker, Gerit <gerit[dot]goetzenbrucker[at]univie[dot]ac[dot]at>